



DEUTSCHE BAUZEITUNG

57. JAHRGANG. * No 102/103. * BERLIN, DEN 22. DEZEMBER 1923.

* * * * HERAUSGEBER: DR.-ING. h. c. ALBERT HOFMANN. * * * *

Alle Rechte vorbehalten. — Für nicht verlangte Beiträge keine Gewähr.

Das Haus im Süden.

Eine Betrachtung zum Wiederaufbau im südwestlichen Kriegsgebiet.
Von Architekt Hans Freude in Görlitz. (Schluß aus No. 100/101)

Auch im eigentlichen, nicht nur im allgemeineren Wortsinn spielt die Farbe eine Rolle in der beinahe dramatisch bewegten Szenerie, welche die Erscheinung des Südländischen dem künstlerisch empfänglichen Auge bietet; ja wahrscheinlich die für den unmittelbaren psychischen Eindruck bedeutendste Rolle! Hat schon der Norden des Gebietes seine immer wieder das Auge bezaubernde Harmonie: das funkelnde Weiß der Mauern, das samtene Schwarzbraun des Holzes und das vornehme Silbergrau der steinbeschwerten Schindeldächer, so bedeutet doch dieser ewig wiederkehrende und doch niemals ermüdende Dreiklang nur den vorbereitenden Grundakkord, die Folie für die allmählich und zögernd, hier und da jedoch auch unvermittelt einsetzende Symphonie der echten Südländfärbung, der Landschaft sowohl wie des Hauses selbst, welches in dieser Landschaft des Südens seine zwar nicht allein ausschlaggebende, aber doch bedeutungsvolle Stellung findet. Gewiß, eine förmliche Symphonie der tiefsten, feurigsten, doch niemals verletzend grellen Farbentöne ist es, was hier im eigentlichen Süden an die Stelle jener unbekümmert farbenfrohen, an sich freilich auch schon meist sehr geschmackvollen Bauernkunst getreten ist, die wir noch auf der Nordseite des Brenners antrafen.

Den Nordländer, der zum ersten Mal jenseits des Brenners dem Bahnzug entsteigt und etwa in Klausen oder Bozen die ersten echten Eindrücke südländischen Lebens empfängt, überrascht vielleicht nichts so sehr, als diese kräftig leuchtende Farbe in der Landschaft; am Felsgestein und an der Vegetation, am Gewässer und an den Häusern, ja selbst an den Menschen! An den Häusern zwar sind die farbigen Wandgemälde von Künstlerhand zunächst noch überaus seltene Gäste, sie mögen jedoch in früheren Zeiten das Straßenbild in so mancher Ortschaft entscheidend bestimmt haben. Aber auch heute ist der Gesamteindruck der Gassen und Plätze, ja dieser ganzen kleinen und selbst der größeren Orte an der Brenner-Straße und im Etschland ein ausgesprochen farbiger, und zwar von einer tiefen, glühenden Farbigeit, hervorgerufen einmal durch den lebhaften Wechsel funkelnden Sonnenlichtes und tiefdunkler Schatten, der bläulichen und violetten Himmelsreflexe auf dem lichten Verputz oder dem schimmernden Kalkstein, aber auch ebenso sehr durch die Äußerungen eines gesunden, erfreulich mutigen und dabei stets das Rechte treffenden Farbensinnes der Bevölkerung! Und da wir die gleichen Vorzüge auch z. B. an den alten, leider immer mehr verschwindenden Volkstrachten wahrnehmen, so dürfen wir diesen ebenso kräftigen wie feinen Sinn für die Farbe — nicht etwa für das Bunte schlechthin, wie es ja auch bei vielen slavischen Völkern im Norden noch heute anzutreffen ist — vermutlich ebenfalls der natürlichen Kunstbegabung jenes uralten Volksstammes zurechnen.

Zigeunergeschmack! wird Mancher vielleicht sagen. Frei-

lich, man ist im sonnenarmen Mitteleuropa zuweilen etwas farbenseu, im Leben wie in der Kunst; und weil man alle Tage die leidige Erfahrung macht, daß minder ängstliche Landsleute bei ihren gegenteiligen Versuchen, eben auf dem Gebiet der Farbe, immer wieder in die böartigsten Entgleisungen geraten, so bekommt man schließlich „Angst vor der eigenen Courage“ und ist in diesem Punkt längst mißtrauisch geworden gegen sich und seinesgleichen. Und dennoch ist die glühende Farbe zu allen Zeiten ein wertvolles Moment gewesen in der höchsten und vornehmsten Kunst. Beneidenswerter „Zigeunergeschmack“!

Auch bunt im weiteren Sinn, das ist: lebendig bewegt und vielgestaltig, ist der Grundcharakter dieses künstlerischen Naturtriebes; diesem Grundzug entsprechend sind auch seine Äußerungen in der Architektur, und das wohl im gesamten Bereich der Alpen; wo wäre ein Straßenbild lebensvoller, bunter gegliedert als in den alten Städten der Schweiz, oder in Hall in Tirol und in Sterzing und Brixen? Und doch: ein geheimer, dabei aber stets durchdringender Zug von echt künstlerischer Geschlossenheit und Ruhe verleiht ihnen allen den unverkennbaren Stempel einheitlich gesammelter Kraft, einer festen Klarheit! Und je weiter nach Süden, desto stärker die Prägung, bis unmittelbar zu monumentaler Größe.

Welcher Gegensatz zu so manchem modernen Straßenbild, das sich voll Absicht und Koketterie mit durchaus den gleichen Einzelformen schmückte, mit Erkern aus Sterzing und mit Giebeln aus Hall — oder neuerdings auch den gleichen Zug allbeherrschender Ruhe nachzuahmen versuchte, für welchen der fernere Süden zweifelsohne ebenfalls das letzte Vorbild abgibt; und das bei alledem doch nicht mehr erzielte, als kraftlose Zerrissenheit hier und pedantische Nüchternheit dort, in beiden Fällen aber Überdruß und eine jeden Schwung ertötende Langeweile!

Dem lebhaften Grundcharakter des Volkes mischen sich im Süden der Adel und die Größe der am Vorbild der Antike herangebildeten echten Renaissance-Gesinnung; jener wehrt von Grund aus dem Versinken in das Schulmäßige, Papierene, Saftlose, und diese schützt vor dem Hinabgleiten in das Nur-Handwerkliche und ins banale Spießbürgertum.

Deshalb — und mag es immerhin zutreffen, daß der nächste Anlaß zu alledem noch so alltäglich und nüchtern praktisch gewesen sei — sehen wir unverkennbar deutlich diese beiden Hauptgrundzüge des südländischen Hauses sich überall und immer wieder herausstellen: einerseits die tiefe, starke Freude am Pulsschlag des glühendsten Lebens, wie sie sich zeigt hier in der bunten, blühenden Einzelform, dort gleichsam mehr unter der Oberfläche in der heimlichen Sprache des Materiales, nämlich in seiner Struktur und Färbung und in seiner natürlichen Rauheit; und andererseits ebenso allgemeingültig das bewußte Verlangen nach der klar und fest umrissenen Hauptform der Gebäude, also die groß und übersichtlich, mit

wenigen, bestimmten Linien gezeichnete Fassade und das ebenso groß und möglichst einheitlich über das Ganze gezogene Dach.

Ja, das Dach! Wollte man das Thema vom Südländhaus erschöpfend behandeln, dann würde „das Dach“ ein eigenes Kapitel für sich zu bilden haben, und zwar eines der längsten und bedeutsamsten. Wir aber wollen unsere kleine Studie mit dieser Bezugnahme auf das Dach abschließen, eben darum, weil dieses Kapitel für unseren Gegenstand so bedeutsam ist, weil es uns wohl mehr als irgend ein anderes in den Stand setzt, mit möglichst wenig Worten das Wichtigste vom Grundsätzlichen noch einmal zusammen zu fassen.

Das Dach, als architektonisches Gebilde, ist ja nach seiner Konstruktion ein reines Stück geleisteter Zweckerfüllung. Nichts weiter! Man hat das indessen nicht immer klar erkannt — was an sich nicht wunderbar ist, zumal wohl zu allen Zeiten die Sehnsucht nach einem wirklich monumentalen Gebäude-Abschluß nach oben hin sozusagen in der Luft lag. Die Folge war von jeher die Neigung zu allerhand Kompromissen, mit denen man wohl das Auge, doch niemals dasjenige Imponderabile betrügen konnte, welches man als das künstlerische Gewissen bezeichnen darf. Denn für dieses gibt es in Wahrheit nur zwei befriedigende Möglichkeiten, den Begriff „Dach“ zu verkörpern. Die eine ist die idealistische — praktisch zugleich monumentale — eine Aufgabe, deren Lösung uns sowohl der Gewölbekonstruktion wie auch der moderne Betonbau bis zur Stunde noch schuldig geblieben sind, wohl mit alleiniger Ausnahme der auch nach außen in Stein gemauerten Kuppelschale; und zum andern die bis zur letzten Folge als solche durchgebildete reine Nutzlösung. Durch die Vermischung beider Anforderungen entstand jenes leidige Zwittergebilde, jener echt banausische Versuch, das Ergebnis der reinen „Werkkunst“ durch bloße äußerliche Anleihen aus dem Formenschatz des idealistischen Kunstempfindens in eine höhere Sphäre emporzuheben. Solchen Versuchen ist nicht einmal das im Werkschaffen sonst so logisch denkende Mittelalter völlig fern geblieben, von unserer vor theoretischer Unfehlbarkeit sich überschlagenden Zeit ganz zu schweigen.

Aber merkwürdig frei und folgerichtig geblieben ist von jeher der Süden! Und zwar fängt es an bei so manchem braven Bauernhausdach schon etwa im südlichen Bayern, schon weit draußen an Isar, Inn und Lech und ihren Nebenflüssen. Die Sache selbst ist das einfachste Ding von der Welt, und doch ohne Abbildungen sehr schwer zu beschreiben. Man muß es eben im Gefühl haben!

Jedenfalls ist es nicht die Aufgabe dieser Arbeit, sich weiter in Theorien über dergleichen zu verlieren, als es eben geboten scheint, wenn man das Tatsächliche klarstellen möchte. Gemeint sind jene Dachformen, welche sowohl im Großen wie in der Durchbildung auch auf die letzte Spur einer „Kunstform“ gründlich verzichten, ohne doch wieder in die heute so selten vermiedene, offensichtliche Tendenz einer stilistischen Askese zu geraten — und eben darum so hochkünstlerisch wirken. Da fehlen z. B. vollständig alle Schweifungen nach der Traufe hin, und dennoch ist der Gesamteindruck nichts weniger als steif und hart. Es fehlen sogar die Traufgesimse! Ebenso selbstverständlich auch die schöngeschwungenen „Augen“ des mitteldeutschen Biedermeierdaches und alle die anderen Niedlichkeiten an Dachfenstern und Dacherkern. Die Form im Großen, die verblüffend richtig abgestimmte Neigung der Dachschräge im Verhältnis zur Höhe und Breite der Hauswand und zur Gebäudetiefe macht das Alles von sich aus überflüssig! Das Dach bildet hier eben in letzter Folge durchaus nichts weiter als den konstruktiv notwendigen Abschluß nach oben hin, gegen die freie Luft, und zwar genau so, wie ihn die Form des Hauskörpers ganz von selbst ergibt. Natürlich gibt es trotzdem mancherlei Wechselformen! Namentlich weiterhin gegen das Gebirge, und in diesem selbst; kommt doch hier bald genug das Gebiet des überwiegenden Holzbaues mit seinen niedrigen Legschindeldächern und weit überhängenden Dachtraufen. Doch als bestimmender Grundzug bleibt der folgerichtig durchgeführte Naturalismus bei alledem dennoch erhalten, auch noch im äußersten Süden jenseits der Berge. Ich meine; auch sogar noch z. B. im „Überetscher Stil“! Dieser Grundzug: überall nur die denkbar einfachste und wirklich nächstliegende Form des Daches zu wählen, wird auch hier ebenso rücksichtslos durchgeführt; infolge der gewöhnlich überaus bunten Gliederung der Hausformen selbst kommt es hier aber dabei zu lauter besonders reizvollen Zufälligkeiten, die jedoch wieder nirgends „gesucht“ wirken, und zwar eben aus dem Grund, weil der Anlaß zu ihrer Entstehung allenthalben ein so durchaus natürlich gegebener war. Denn grundsätzlich gibt

es für diese Art, den Begriff „Dach“ zu verkörpern, gar nichts Anderes als die Form der einfachen, graden Schräge, allerdings je nach Zweck und Bedürfnis bald mehr, bald weniger abgewandelt. Aber — und darin dürfen wir wohl zweifelsohne wieder den Einfluß jener richtig verstandenen „monumentalen Baugesinnung“ erblicken: auch nach dem wahren ästhetischen Bedürfnis und Zweck abgewandelt; aber nun auch wieder nach dem Bedürfnis der edelsten, harmonischen Gesamtwirkung, also der Größe und Klarheit, dennoch unterschiedlich variiert! Diesem Verlangen nach Größe und Klarheit, wie es sich ja nirgendwo in südlichen Landen verleugnet, dürfen wir es vor Allem zuschreiben, wenn wir diese von der Natur gegebene einfachste Schräge in jedem einzelnen Fall so groß angenommen finden, als es die besonderen Umstände dieses Falles nur irgend zuließen; daß sich hierbei das ästhetische und das praktische Erfordernis entgegenkommen, braucht unsere Annahme ja nicht zu erschüttern. Je flacher dabei die Neigung der Dachschräge ist, um so leichter ist der Grundsatz natürlich durchzuführen; eine steile Schräge, wie im Norden, würde bald gar schwer erscheinende und auch praktisch bedenkliche, unwirtschaftliche Riesendächer ergeben. Welcher fundamentale Gegensatz aber gegen die Gepflogenheiten aller neuzeitlichen, d. h. mißverstandenen „Romantik“ im Norden, die von einer möglichst allseitig durchgeführten Auflösung aller Dachformen nach oben hin sozusagen gelebt hat, und das eigentlich bis in unsere jüngste Zeit hinein! Erst ganz kürzlich ist das wohl anders geworden, aber in der Geschicklichkeit, wuchtige Größe und Adel der Form mit einander ohne Zwang zu versöhnen, hätte auch die gegenwärtige Kunst vom Südländhaus noch unendlich viel zu lernen.

Die Kunst des Südens aber zeigt dann auch gerade in der Art, wie sie die verschiedensten Formen der Dachschräge meistert, wieder einmal ihre ganze, so charakteristische und rücksichtslose Unbekümmertheit gegen verzapfte Schulmeinungen, wie auch gegen das durchschnittliche ästhetische Empfinden etwa des modernen Allerwelts-Menschen. Und diesmal ist es kaum mit rein praktischen Erwägungen abzutun, wenn ich auch durchaus darauf gefaßt bin, daß man uns solche entgegen halten könnte.

Ich meine da vor Allem jene unverkennbar weitgehende Vorliebe für das allereinfachste Pultdach! Nämlich auch da, wo dasselbe völlig unverhüllt und unverhehlt auch in der Seitenansicht sichtbar wird. Der „Münchener Halbgiebel“ ist ja allbekannt. Die Form ist hier, bei der wesentlich steileren Dachschräge, allerdings besonders auffällig. Daß aber gerade diese Form auch ihre ästhetische Berechtigung hat, und zwar in einem hohen Grad hat, oder doch haben kann, das ist eine Tatsache, die nicht einem Jeden von vornherein einleuchten mag. Und doch ist es der Fall. Es sei nur abermals auf jene besonders ausgeprägte ästhetische „Anpassungsfähigkeit“ des südländischen Hauses hingewiesen! Doch alles das liegt eben viel mehr im Gefühl, als daß man es mit wenig Worten dem Verstand klar machen könnte. Und schließlich gehört auch das in das Kapitel von recht verständener naturalistischer Auffassung des Häuserbaus!

Und wenn man das recht bedenkt, dann fällt damit von selbst auch ein gewisser Einwand, der einer solchen Auffassung vom Baukünstlerischen oft gemacht worden ist, gegen den ich mich aber hier einmal mit besonderem Nachdruck wenden möchte; nämlich, daß diese Auffassung eine lediglich „malerische“ sei.

Bei allen hohen malerischen Qualitäten kann man vielmehr mit Bestimmtheit behaupten, daß diese im Süden niemals mehr als eine überaus freundliche Beigabe sind, die sich als eine Frucht des ausgesprochen starken Sinnes des Einheimischen auch für diesen Zweig des Kunsttriebes ganz ungesucht herausstellt. Mit vollem Bewußtsein geht die Baukunst des Südens trotzdem immer und überall zunächst auf das Plastische aus, oder was in diesem Zusammenhang genau dasselbe ist: auf das Architektonische in seinem eigensten und strengsten Sinn. —

Ich kann meine Arbeit nicht abschließen, ohne sie und den Autor gegen ein immerhin mögliches, arges Mißverständnis von grundsätzlicher Art in Schutz zu nehmen. Dasselbe würde darin liegen, daß man ihm das absonderliche Ziel unterstellt, für den durch die Kriegs-Zerstörungen etwa notwendig gewordenen Wiederaufbau bestimmte Richtlinien, wenn nicht gar sogenannte „Rezepte“ anzugeben, um diesen Wiederaufbau selbst und unmittelbar durch diese seine Arbeit künstlerisch zu beeinflussen; wäre es auch nur in der Erwartung, daß sich das Neue dem besten Alten nun wenigstens einordne, falls es ihm auch vielleicht nicht ganz ebenbürtig werden sollte.

Die Erreichung dieses Zieles lag — selbstverständlich

lich — nicht in der Absicht des Verfassers; auch nicht einmal insoweit, als es die Bauweise auf den Kriegsschauplätzen des Südens gilt, jener schlechten und doch wunderbar harmonisch gestimmten Volkskunst, als deren begehrtesten Verehrer er sich ohne Rückhalt bekennt.

Worauf es ihm allein ankommt, das ist: Allen denen, welche gleich ihm selbst den einzigen Zauber jenes Landes im Süden mit seinem im letzten Grund unerklärlichen Geheimnis als ein Stück jener Sehnsucht im Herzen tragen, die man wohl als ein Erinnern der Seele an ihr verlorenes Paradies bezeichnet hat — Allen diesen im Angesicht des wahrscheinlichen Verlustes im Geist die Hand zu drücken und sie zu fragen, ganz besonders aber die künstlerischen Berufsgeossen unter ihnen: seid ihr euch dessen wohl bewußt geworden, daß es vielleicht in erster Linie gewisse Schöpfungen der Baukunst sind, die als Träger jenes rätselvollen Zaubers genannt zu werden verdienen? Und kennt ihr keine Möglichkeit — ihr, die ihr einflußreich seid unter jenen — um in letzter Stunde zu retten, was vielleicht noch zu retten wäre?

Soweit es dem Verfasser dieses Aufsatzes möglich war, sich aus den durchaus nur spärlichen Nachrichten, die ihm zuzugingen, eine annähernd zutreffende Meinung zu bilden, ist die Hoffnung freilich kaum noch aufrecht zu erhalten, daß man sich bei dem Wiederaufbau im Süden der dem alten Kulturbesitz drohenden Gefahr bewußt sein werde. Nun ist ja nicht zu leugnen: Not bricht Eisen! Wie also könnte man im Ernst erwarten, daß diese Not über dergleichen „Sentimentalitäten“ nicht ohne sonderliche Rücksichtnahme hinwegschreiten sollte? Die „Wirtschaftlichkeit“ ist ja doch allerorten die wahre und allem Anschein nach einzig berechnete Lösung des Tages!

Indessen liegt die Vermutung nahe: dort, im gelobten Land des Südens selbst, werden den Leuten einstmals die Augen darüber aufgehen, daß in ihrer schönen Heimat gerade die Rücksicht auf wirtschaftliche Interessen zu besserer Einsicht hätte raten sollen. Nicht morgen und übermorgen, aber doch in einer nicht zu fernem Zukunft. Für heute und morgen hat die „Fremden-Industrie“ freilich kaum einen Nachteil zu befürchten, denn sie braucht ja keinen allzu hohen Maßstab an den Durchschnitt der künstlerischen oder ethischen Instinkte derer anzulegen, die als Besuchsreisende augenblicklich das Land überfluten. Aber einst wird der Tag kommen, da man auch in Europa wieder Zeit und Geld für jene alten „Imponderabilien“ übrig haben wird. Dann wird das große Erwachen kommen!

Im Süd-Tirol deutscher Zunge, welches ja im Großen und Ganzen nicht vom eigentlichen „Wiederaufbau“ betroffen wird, scheint die Gefahr augenblicklich nicht so dringend zu sein, und auch an sich minder groß. Hier herrschen zur Zeit Verhältnisse, die ein allzu jähes Aufblühen der Bautätigkeit unwahrscheinlich machen, und die sogar einem nennenswerten Siedelungsbau, wie er an sich auch dort notwendig genug sein dürfte, hemmend im Weg zu stehen scheinen. Und was dort unmittelbar vor dem Krieg und noch während desselben baukünstlerisch geleistet wurde, war häufig gar viel versprechend! Nur wäre vielleicht eine leise Mahnung erlaubt und angebracht, daß man über aller durchaus gesunden Anlehnung an das vortreffliche Münchner Vorbild das zum mindesten nicht weniger Echkünstlerische, zudem aber gewiß unendlich viel Feinere im eigenen Land auch nicht vergessen sollte. Denn mit einer gelegentlichen Anpassung des neu-münchnerischen Barockstiles an bestimmte ortsübliche Einzelmotive ist es denn doch nicht getan!

Aber die Erinnerung an jenes alte Wunder im südlichen Land, an das „Haus im Süden“, könnte wohl auch einen allgemeineren Wert haben weit hinaus über alle örtlichen und zeitlichen Schranken. Voraussetzung wäre nur, daß man dann eben nicht auf die bloße Nachahmung der äußeren oder inneren Erscheinungsform ausgeht, was hier noch mehr als sonst auf dürre Wege führen müßte und bereits oft genug geführt hat. Einzig in der Richtung kann ja auch die nachempfindende, nachschaffende Theorie noch einen wirklichen Wert für die Praxis des Kunstschaffens beanspruchen, indem sie durch die lebendige Erinnerung Herz und Phantasie zum eigenen Neuschaffen kraftvoll anregt; wo sie damit sich begnügt — wie das ja leider fast regelmäßig geschieht — nur auf den „Geist“, d. h. auf Verstand und Gedächtnis Einfluß zu gewinnen, darf man diesen Einfluß einer kunstgeschichtlichen oder kunstkritischen Theorie auf das lebendige künstlerische Schaffen der Gegenwart mit einigem Recht als überflüssig, ja als im Wesentlichen unheilvoll, nämlich als hemmend und rückschrittlich oder sonst dogmatisch beeinflussend ansehen und ablehnen.

Die lebendige Erinnerung an jene große Schönheit im Süden braucht aber weder rückschrittlich zu wirken, noch wendet sie sich grundsätzlich an das Verstandesmäßige in der Psyche des Neuschaffens; ist es doch sehr wohl möglich, diese Schönheit beispielsweise von allen herkömmlichen Einzelheiten und kleinen „Motiven“ innerlich vollkommen unabhängig zu denken!

Wer aber wollte leugnen, daß es für unsere ganze heutige Praxis im Häuserbau, zumal bei den zahlreichen neuen Siedelungs-Anlagen, nur einen beträchtlichen Gewinn im Sinn einer mehr kunstgemäßen Auffassung bedeuten würde, wenn man sich vom Süden heute weniger zwar an das reizvolle, aber gegenwärtig noch mehr als sonst entbehrliche Spiel von tausend bunten, malerischen Einzelheiten, aber auch nicht lediglich an den vielgerühmten „großen Zug“ — der ja schon längst zu einem wahren Schlagwort geworden ist und als solches nun fast mehr künstlerischen Schaden als Nutzen stiftet — sondern etwa an jenes folgerichtige Streben nach dem ästhetisch so wichtigen Grundsatz des Anschmiegens an das Gelände erinnern lassen wollte! Oder auch sonst an jenen echten künstlerischen Altruismus, der sich in der möglichst vollkommenen Anpassung an die bauliche Nachbarschaft in den Märkten, Dörfern und kleinen Städten des Südens immer aufs Neue bewährt!

Oder schließlich auch — und nicht zuletzt — an jenen ganz großen Zug, der von aller schematischen, großsprecherischen Tendenz himmelweit entfernt ist und darum auch stets so vollkommen „ungesucht“ wirkt — weil er eben in Wahrheit durchaus an sich selbst Charakter. Stil ist! Wäre das heute bei uns ebenso der Fall — und an und für sich ist nicht einzusehen, warum es heute und etwa im Norden anders sein müßte — dann könnte der Gedanke an die echte Größe im Süden vielleicht der beste Erzieher werden zu einer reifen baukünstlerischen Kultur, wie sie uns zwar im Streben der letzten Jahrzehnte so oft als Ziel verkündet wurde, von der uns aber noch immer eine letzte, gewaltige Wegstrecke trennt. Denn wenn nicht alles täuscht, so liegt gerade auf dieser letzten Strecke noch immer jene absolute Tendenzlosigkeit, die alles Kunstgeschaffene ebenso selbstverständlich erscheinen läßt wie die Werke der Natur; liegt eben darum auch die innere Freiheit von übertriebener Rücksichtnahme auf allerhand Philister-Meinung, auf tausend Nichtigkeiten in Kunst und Leben; darunter auch auf sogenannte „stilistische“ und andere „Fragen“, die ja für den von der großen Leidenschaft an das Werk Geschmiedeten nur ebensoviele Jämmerlichkeiten sind, die aber einen jeden ohne Ausnahme, der in unseren Tagen den Versuch macht, künstlerisch zu arbeiten, in ein gar fest und fein gesponnenes Netz von Abhängigkeiten zu verstricken drohen — gleichviel, ob er selbst etwa diese unwürdige Fron als unvermeidliche Zugabe zu seiner Arbeit hinzunehmen bereit ist oder nicht. Gewiß: so könnte das „Haus im Süden“, das schlichte, tendenzlose, auch für unsere Tage, und vielleicht sogar für den Norden, ein Erzieher werden zu einer großen Auffassung; aber unter Vermeidung der zwiefach drohenden Klippe, an der in unserer Zeit so manches ehrliche Wollen schon kläglich genug aufgelaufen ist: nämlich der leidigen „Tendenz“ auf der einen und der von der Mode zumftmäßig abgestempelten Langweiligkeit auf der anderen Seite! —

Ein Wort noch über die Abbildungen, welche diesem Aufsatz beigegeben wurden! Sollte Jemand über deren Nutzen und Zweck im Unklaren sein, dann sei ihm eröffnet, daß sie weder Nachbildungen vorhandener Gebäude sind, noch Entwürfe nach gegebenem Bauprogramm, die etwa für eine Ausführung in Betracht kommen sollen. Es sind reine Phantasie-Erzeugnisse des Verfassers, erfunden in der Überzeugung und mit der Absicht, auf diesem Weg, und so gewiß am allerwirksamsten, in die Eigenheit jener psychischen Mächte und der aus ihnen hervorgegangenen Stilempfindung sich hinein zu fühlen, deren Schilderung oben in allgemeinen Umrissen versucht worden ist. Dazu kann nämlich alles Skizzieren nach der Natur nicht viel helfen, vielmehr neben der geistigen Veranlagung einzig das absichtliche, seelische Versenken, das wahrhaftige „Erwirb es, um es zu besitzen!“

Ist der Versuch gelungen, auch nur in einem Fall, dann können diese Entwürfe praktisch den Beweis geben, daß es auch heute noch möglich ist, aus einem ähnlichen Stilempfinden heraus zu empfinden und aufzubauen, und zwar ohne Unterschied des heutigen Bedürfnisses.

Und damit beantwortet sich am besten die Frage nach dem vielleicht möglichen Nutzen nicht allein dieser zeichnerischen Versuche, die mit gutem Grund nur ausnahmsweise perspektivische „Schaubilder“ enthalten, sondern ebensosehr der schriftlichen Ausführungen selbst. —

Wilhelm Dörpfeld.

Zu seinem 70. Geburtstag am 26. Dezember 1923.

Von Paul Graef in Berlin-Steglitz*).



Professor Dr.-Ing. ehrenhalber Wilhelm Dörpfeld, Doktor der Philosophie und Doktor der Rechte, ehrenhalber, weiland Leiter des Deutschen Archäologischen Institutes zu Athen, vollendet am 26. Dezember dieses Jahres sein 70. Lebensjahr bei voller Gesundheit, in bewundernswerter geistiger Frische und körperlicher Rüstigkeit.

Die deutsche Architektenschaft, die ihn als den berufensten und erfolgreichsten lebenden Erforscher der antiken Baukunst mit Stolz zu ihren Mitgliedern zählt, begrüßt ihn zu diesem Tag auf das herzlichste, mit dem aufrichtigen Wunsch, daß ihm Beides auch für die Zukunft beschieden sei und damit die Möglichkeit erhalten bleibe, seinen weitgesteckten wissenschaftlichen Zielen mit alter Kraft und Klarheit auch weiterhin mit dem gewohnten Erfolg nachzustreben.

Wilhelm Dörpfeld ist aus Barmen gebürtig, wo sein Vater F. W. Dörpfeld als Rektor der Volksschule wirkte und als pädagogischer Schriftsteller tätig war, ein trefflicher Mann, dem die Lehrer Deutschlands und die Stadt Barmen ihre Hochachtung und Anerkennung dadurch zum Ausdruck brachten, daß sie ihm in den Anlagen der Stadt im Jahr 1903 ein Denkmal setzten. W. D. besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt bis zum Jahr 1872 und wandte sich, nach Ablegung der Reifeprüfung, dem Studium der Baukunst zu, dem er, nach einem bei dem Stadtbaumeister von Barmen in praktischer Arbeit abgeleisteten Lehrjahr, bis 1876 an der Bauakademie in Berlin oblag. Er trat dann als staatlich geprüfter Bauführer in das Privatbüro seines Hochschullehrers, des Professors Friedrich Adler, ein, in welchem er zunächst als Architekt an dem Entwurf zur evangelischen Kirche in Bromberg mitwirkte, daneben für Adlers archäologische Bearbeitung die antiken Baudenkmäler von Mykenä zeichnete.

Friedrich Adler sandte ihn 1877 nach Olympia. Hier fand er bei den unter dessen und Ernst Curtius' Oberleitung im Auftrag der deutschen Reichsregierung unternommenen Ausgrabungen die grundlegende Ausbildung für seinen späteren, seiner Neigung und Befähigung voll entsprechenden Beruf, die Erforschung der griechischen Baudenkmäler, anfangs als Mitarbeiter Richard Bohn's, von 1878—81 als technischer Leiter der Ausgrabungen.

Nach Beendigung der umfangreichen, in einem monumentalen Tafelwerk niedergelegten Bearbeitung der Ergebnisse der olympischen Funde, an der neben ihm seine Mitarbeiter, die Architekten R. Borrmann, Fr. Gräber und P. Graef, wesentlichen Anteil hatten, wurde er 1882 dem Deutschen Archäologischen Institut in Athen als Architekt zugeteilt, in dessen Auftrag er erfolgreiche Ausgrabungen an den Tempeln auf Kap Sunium, Korinth und Tegea ausführte. Daneben nahm er an den von der griechischen Regierung ins Werk gesetzten Grabungen auf der Akropolis von Athen, in Eleusis und Epidaurus teil.

Außerdem half er seit 1882 Heinrich Schliemann bei seinen wichtigen Ausgrabungen der homerischen Burgen von Troja und Tiryns.

1883 gründete er seinen eigenen Hausstand, indem er sich mit der Tochter Anna seines Meisters und väterlichen Freundes, des Winkl. Geh. Oberbaurates Prof. Dr. ehrenh. Friedrich Adler vermählte. Er nahm seinen Wohnsitz zunächst in Berlin, später dauernd in Athen.

Im Jahr 1885 wurde er zum zweiten, zwei Jahre darauf, nach dem Abgang von Eugen Petersen, zum ersten Sekretär, also zum Leiter des Archäologischen Institutes von Athen ernannt. In dieser Stellung unternahm er umfangreiche Ausgrabungen am Fuß der Akropolis von Athen, zur Erforschung des Theaters, des Marktplatzes, sowie des alten Stadtbrunnens und löste dabei die Frage nach der Lage und Ausdehnung der ältesten Anlage von Athen.

Nach Schliemanns 1890 erfolgten Tod setzte er die Ausgrabungen von Troja 1893 auf Kosten der Frau Schliemann fort. Zu ihrem Abschluß stellte ihm 1894 Kaiser Wilhelm II. die Mittel zur Verfügung. Sie endeten mit der Aufdeckung und Erforschung der sogenannten 6. Schicht, in welcher

Dörpfeld die Stadt des Priamos erkannte. Die Ergebnisse dieser überaus wichtigen Forschungen legte er, in Gemeinschaft mit seinen Mitarbeitern, in dem 1902 erschienenen, dem Kaiser gewidmeten zweibändigen Werk „Troja und Ilios“ nieder, mit dem der von den Archäologen mit regem Eifer geführte wissenschaftliche „trojanische Krieg“ seinen friedlichen Abschluß fand.

Ausgrabungen in den antiken Theatern von Athen, Piräus und an anderen Orten Griechenlands hatten Dörpfeld zu der Überzeugung geführt, daß die alten Schauspieler nicht, wie man damals noch allgemein annahm, auf einer hohen Bühne aufgetreten seien, sondern gemeinsam mit dem Chor in der kreisrunden Orchestra. Im Jahr 1883 trug er diese, später viel umstrittenen Lehren zuerst in Athen vor; er führte sie dann 1896 in einem umfangreichen Buch „Das griechische Theater“ eingehend aus.

Das große Werk Humanns und Bohns in Pergamon, die Aufdeckung von Burg und Stadt der pergamenischen Könige, deren berühmter Altar heute das Hauptstück des Berliner Alten Museums ist, setzte Dörpfeld in den Jahren 1900 bis 1911 fort. Er deckte dort namentlich den unteren Markt, die Gymnasien, sowie die Heiligtümer der Demeter und der Hera auf.

Ein eingehendes Studium der Odyssee Homers hatte Dörpfeld inzwischen zu der Überzeugung geführt, daß einerseits die in den Gedichten geschilderten Vorgänge, die wir als die Irrfahrten des Odysseus kennen, nicht, wie die Philologen und Archäologen bis dahin einmütig angenommen hatten und uns in der Schule gelehrt worden ist, als freie dichterische Erfindungen zu gelten haben, sondern daß darin ein poetisch mit unsterblicher Kunst verklärter Bericht über Tatsachen und wirkliche Erlebnisse des göttlichen Duldners zu sehen ist; daß andererseits die Heimat des Odysseus nicht, nach überkommener Ansicht, auf dem heutigen Ithaka, sondern auf der ihm nördlich benachbarten Insel Leukas zu suchen sei.

Mit diesen Ansichten und ihrer Verfechtung stieß Dörpfeld auf heftigen Widerstand bei den Altphilologen und den Vertretern der Zunftarchäologie. Dem Eindringling in ihr geweihtes Sondergebiet wurde durch die Schützer seiner Heiligkeit anfänglich manche an Schmähung grenzende Zurückweisung im Ton der ihnen vorbildlichen trojanischen Helden durch Wort und Schrift zu Teil wegen der ihnen laienhaft und umstürzlerisch erscheinenden Angriffe auf althergebrachte, ihnen als unantastbar geltende Grundanschauungen. Selbst die Zentraldirektoren des Archäologischen Institutes gestatteten Dörpfeld nicht, Grabungen auf Leukas als amtliche Arbeit auszuführen.

Diese Zurückweisungen konnten Dörpfeld nur veranlassen, mit der Ruhe überlegener Zielsicherheit auf dem von ihm als richtig erkannten Weg fortzuschreiten und sich und seiner Erkenntnis den Platz an der Sonne der Wissenschaft zu sichern, der ihnen gebührt und den ihnen heute kein Unbefangener streitig macht.

Daher unternahm er in unerschüttertem Selbstvertrauen seit 1900 zielbewußte, planmäßige Untersuchungen auf der genannten Insel persönlich, mit Mitteln, die ihm ein holländischer und mehrere deutsche Freunde bereit gestellt hatten, und er führte sie bis 1914, während seiner Urlaubszeiten, durch.

Zu den überzeugten Anhängern seiner Anschauungen über Homer gehörte auch Kaiser Wilhelm II. Dieser stellte ihm nicht nur Geldmittel für seine Forschungen auf Leukas zur Verfügung, sondern entsandte dorthin auch deutsche Offiziere zur Aufnahme zuverlässiger Karten der Insel. Überdies schenkte er ihm ein Döckersches Holzhaus zur Wohnung und Arbeitsstätte für ihn nebst seinen Mitarbeitern, das Dörpfeld auf der Höhe des Vorgebirges an der Einfahrt zum Stadthafen des Odysseus in prächtiger Lage aufgestellt hat. Während des Weltkrieges war es von den Franzosen, als den Trägern der Zivilisation, erbrochen und beraubt worden. Jetzt ist es von einer Dörpfeld wohlgesinnten amerikanischen Archäologin wiederhergestellt und von ihm in den letzten 3 Jahren wieder benutzt worden. Er hat dort das Buch „Alt-Ithaka“ vollendet, das er im nächsten Jahr der Öffentlichkeit zu übergeben gedenkt. Das Holzhaus soll in Zukunft als Museum der Dörpfeld'schen Ausgrabungen und als Wohn- und Arbeitsstätte für Archäologen unter der Bezeichnung „Dörpfeld-Haus“ weiter bestehen.

Die Ergebnisse der Ausgrabungen auf Leukas-Ithaka haben die Ansichten Dörpfelds über die Tatsachen-Wahrheit der homerischen Schilderungen voll bestätigt. Genau an der Stelle, zu der ihn Homer geführt hatte, fand

*) Dem ehrenvollen, an mich von der Schriftleitung der „Deutschen Bauzeitung“ gerichteten Ersuchen, dem ausgezeichneten Mann zu diesem Ehrentag die Glückwünsche seiner besonderen Fachgenossen auszusprechen und das Wichtigste über seinen Werdegang zu berichten, komme ich, zu gleich einem eigenen Bedürfnis entsprechend, gern nach. Ich glaube es tun zu können, da ich ihm seit den unvergeßlichen Tagen unserer gemeinsamen Tätigkeit bei den Ausgrabungen in Olympia während der Frühjahre 1879 und 1880 freundschaftlich verbunden und seit nahezu 30 Jahren verschwägert, während dieser Zeit auch in ständigem Verkehr geblieben bin und daher Gelegenheit hatte, seine Tätigkeit und die Entwicklung seiner Absichten und Pläne stetig zu verfolgen. — P. G. —

er unter einer mehrere Meter starken Kiesschicht die alte Stadt Ithaka mit den Häusern und Gräbern der Bürger und Könige. Das Haus des Odysseus selbst glaubt er mit Bestimmtheit an der Küste festgestellt zu haben, wo jetzt die Höhe des Grundwassers eine Ausgrabung und Aufmessung leider fast bis zur Unmöglichkeit erschwert. Der Spiegel des Meeres, und damit auch der des Grundwassers, ist dort, wie nachweislich überall in Griechenland, seit der Zeit des Odysseus um mehrere Meter gestiegen.

Auch an verschiedenen anderen von Homer geschilderten Orten unternahm Dörpfeld Ausgrabungen, um festzustellen, ob und wie weit die Angaben des Dichters über die Bauwerke und ihre Lage mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Die Aufdeckung der Königsburgen von Troja und Tiryns, die, nach seiner Schilderung, dem vollständig entsprechen, habe ich oben schon erwähnt. Neben kleinen Grabungen in Orhomenos mit seinem prächtigen Kuppelgrab sei noch die Aufdeckung der Burg und der Königsgräber von Pylos erwähnt, deren Stelle Dörpfeld nach den homerischen Angaben über die Burg des Nestor bestimmt hatte und tatsächlich gefunden hat.

Zu wichtigen Ergebnissen führte ferner die Ausgrabung, welche Dörpfeld mit Kaiser Wilhelm in den letzten Jahren vor dem Krieg, nach seinem 1912 erfolgten Rücktritt von der Leitung des athenischen Archäologischen Institutes, auf Korfu, der berühmten Insel der Phäaken ausgeführt hat. Dort wurden mehrere antike Tempel der alten Stadt Kerkyra aufgedeckt, namentlich der der Gorgo-Artemis mit sehr altertümlichen Giebelskulpturen. Die Forschungen nach der Stadt der Phäaken, die nach Dörpfeld an der Nordwestecke der Insel zu suchen ist, sind nach ihren ersten, Weiteres versprechenden Erfolgen durch den Ausbruch des Weltkrieges leider unterbrochen worden. Dörpfelds 45jährige mannigfaltige Tätigkeit in Griechenland sowohl als Ausgräber und Erforscher der Altertümer, wie als Lehrer der Archäologie und besonders der griechischen Baukunst und Baugeschichte hat in Griechenland, in Deutschland, wie in vielen anderen Ländern große, oft begeisterte Anerkennung gefunden.

Auf Grund seines eingehenden Studiums sowohl der von ihm untersuchten Baudenkmäler, vor Allen des Heraions von Olympia, sowie der in ihm und an anderen Orten gefundenen Bronzen, kam Dörpfeld zu dem Schluß, daß die bis dahin von den Archäologen vertretenen Ansichten über den Hergang und die Zeitfolge der Abschnitte der griechischen Kunstentwicklung irrtümlich und die Zeitabschnitte selbst erheblich zu kurz bemessen seien. Er trat hiermit besonders in Gegensatz zu der Lehre seines archäologischen Mitarbeiters in Olympia, des 1907 verstorbenen Professors Dr. Furtwängler, dessen Festsetzungen in den Kreisen seiner Fachgenossen als grundlegende Wahrheiten gelten. Nach Furtwänglers Meinung bestand zwischen der mykenischen Kunst, die um das Jahr 1100 vor Christi mit der dorischen Wanderung endete, und dem Beginn der griechisch-archaischen Kunst eine Lücke von etwa 400 Jahren, die er durch die sogenannte geometrische, die Dipylonkunst von Athen ausfüllte. Das Vorhandensein dieser Lücke bestreitet Dörpfeld. Er schließt sie in folgerichtiger Weise durch An-einanderreihen der beiden ersten Abschnitte. Die Dipylonkunst aber läßt er um ein Jahrtausend früher beginnen und neben den anderen hergehen. Er wurde damit durch scharfsinnige Beobachtung der Tatsachen und vorurteilsfreie Kritik der alten Schriftsteller der Begründer einer neuen, in ihrer sachlichen Herleitung überzeugenden Zeitrechnung der gesamten Baugeschichte des früheren klassischen Altertums.

Durch seine letzten Ausgrabungen im Heraion von Olympia ist erwiesen, daß die Entwicklung dieser wichtigen Kultur- und Kunststätte nicht erst im Jahr 1000 vor Christi begonnen hat, wie Furtwängler behauptete und die Zunftarchäologen ihm nachgesprochen haben, sondern bereits im 3. Jahrtausend. Die mykenische Kunst hält Dörpfeld in voller Übereinstimmung mit Homers Angaben für die phönikische Kunst des 2. Jahrtausends, die seinerzeit ebenso nach Kreta gekommen ist, wie nach Tiryns und Mykenä.

Vermischtes.

Zum siebenzigsten Geburtstag von Fritz Geiges. Am 2. Dezember 1923 konnte der Glasmaler Professor Fritz Geiges in Freiburg im Breisgau die Vollendung seines siebenzigsten Lebensjahres begehen, aus welchem Anlaß ihn die Stadt Freiburg zum Ehrenbürger ernannte. Geiges, der am 2. Dezember 1853 in Offenburg in Baden geboren wurde, zählt zu den bedeutendsten Künstlern der Welt des Sondergebietes der Kunst der Glasmalerei und steht in Deutschland in dieser Kunst unzweifelhaft mit an der Spitze.

22. Dezember 1923.

Mit Ehrungen verschiedener Art ist er überhäuft. 1911 erhielt Dörpfeld, als selten erteilte Auszeichnung, von der preußischen „Akademie des Bauwesens“ in Berlin die große goldene Medaille und 1917 wählte sie ihn zu ihrem Mitglied. Schon 1882 ernannte ihn die Universität Würzburg zum Ehrendoktor ihrer philosophischen Fakultät. 1919 verlieh ihm die Nachfolgerin seiner alten Bildungsstätte, die Technische Hochschule zu Charlottenburg, ehrenhalber den Titel eines Dr. ing. Das hohe Maß des Ansehens, das er im Ausland genießt, wird dadurch gekennzeichnet, daß ihn die Universitäten von Yale und von Princetown in Amerika (1896), Oxford in England (1900), Löwen in Belgien (1909) und Athen in Griechenland (1912) durch den ehrenhalber erteilten Dokortitel auszeichneten. Die englischen Architekten haben ihm 1911 die große königliche Medaille verliehen, und von mehreren ausländischen Akademien ist er zum Mitglied gewählt worden. Auch die Franzosen hatten ihn nicht nur zum Mitglied des Vereins französischer Architekten, sondern auch des staatlichen Französischen Institutes ehrenhalber ernannt. Sie haben ihn aber 1914 — ein bezeichnendes Merkmal des Kulturstandes der „grande nation“ — durch besonderes Dekret gestrichen.

Als der Weltkrieg Dörpfeld 1914 nötigte, sein Heim in Griechenland aufzugeben, zog er nach Berlin, um sich zunächst der weiteren Durchführung seiner großen, sich selbst gestellten wissenschaftlichen Aufgaben und der Durch-arbeitung des bei ihrer Vorbereitung angehäuftes Stoffes zu widmen.

In menschlicher Hinsicht waren die nächsten Jahre die schwersten seines bis dahin so sonnig verlaufenen Lebens. In dieser Zeit wurde ihm die treue Lebensgefährtin und bald darauf seine geliebte Tochter Else durch den Tod entrisen. 1921 verlegte er seinen Wohnsitz nach Jena in das hoch über der Stadt am Kernberg schön gelegene Haus seiner Schwester Anna, verwitweten Carnap, mit der ihn innige Zuneigung verbindet.

Schon in demselben Jahr erwählte ihn die philosophische Fakultät zum Honorarprofessor, als welcher er nunmehr regelmäßige Vorlesungen vor einer übergroßen Anzahl wißbegieriger, begeisterter Zuhörer hält. Daneben arbeitet er an der Drucklegung seines schon erwähnten Werkes „Alt-Ithaka“.

Dörpfeld verbindet mit unermüdlicher Tatkraft und rastlosem Eifer in der Verfolgung seiner wissenschaftlichen Ziele eine seltene Schärfe der Beobachtung und Schlußfolgerung, zugleich die Fähigkeit zu klarer, überzeugender Darlegung seiner Ansichten und Folgerungen, die jede Stunde der Unterhaltung mit ihm über die ihn erfüllenden Aufgaben zu einem bedeutsamen und genußreichen persönlichen Erlebnis macht.

Die oben gegebene, gedrängte Übersicht über seine bisherigen Hauptarbeiten, neben denen die Abfassung einer großen Anzahl von Einzelabhandlungen und eine mannigfaltige Vortragstätigkeit stehen, zeigt, welche erstaunliche, in allen Teilen auf eigene unermüdliche Schaffenskraft und selbständiges Urteil, wie auf reiche selbsterworbene Erfahrung gestellte, an Erfolgen beispiellos reiche fruchtbringende Gesamtleistung Dörpfeld in den etwa 47 Jahren seines architektonisch-archäologischen Wirkens vollbracht hat. Eine Arbeit, deren Ergebnisse vor Allem auch in ihrer Zukunftswirkung von weittragendem Einfluß sein werden, indem sie die in den Lehrbüchern der antiken Baugeschichte enthaltenen Anschauungen über das Alter der griechischen Baudenkmäler und den Zusammenhang der griechischen Kunstentwicklung in sich und ihrer Beziehung zu der der anderen Völker des Altertums berichtigt, auch die bisher in den Schulen gelehrt Irrtümer und von vorgefaßten Meinungen ausgegangene, die Tatsachenbeweise gern beiseite schiebende Stubenweisheit über die Ausdeutung Homers in hoffentlich nicht ferner Zeit durch eine lebensvolle Klarstellung beseitigt. Auf keinen lebenden Altertumsforscher paßt, wie auf Dörpfeld, in wörtlicher Bedeutung Schillers Dichterwort:

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“ —

Er machte seine Studien von 1872—74 an der Kunst-Akademie in Stuttgart und von 1874—77 an der Akademie der Künste in München. Seine erlesene Kunst gehört fast ausschließlich der Glasmalerei des Mittelalters. Zahlreiche Dome und Münster, das Reichstagshaus in Berlin, unzählige Kirchen und Rathäuser, wie auch andere Profangebäude weisen Arbeiten seines Ateliers auf und an zahlreichen Wiederherstellungen war er beteiligt. Zu seinen letzten größeren Arbeiten zählt die Wiedereinsetzung der Fenster im Münster von Freiburg, die während des Krieges wegen der

Flieger-Gefahr in Sicherheit gebracht worden waren, sowie ein großes Fenster für das Münster in Konstanz. Auch die musivische Kunst pflegte er und schuf Mosaiken namentlich für den Dom zu Köln und das Münster in Bonn. Kirchliche Monumental-Malereien erhielt von ihm der Chor von St. Martin in Freiburg. Auch literarisch war Geiges tätig: 1878 schrieb er „Das alte Freiburg in seiner Blütezeit“; dem Münster gewidmet sind die Werke „Unserer lieben Frauen Münster“ und „Studien zur Baugeschichte des Freiburger Münsters“, die 1896 erschienen. 1902 folgte „Der alte Fensterschmuck des Freiburger Münsters“. Das Lebenswerk von Geiges ist ein persönliches und von hohen künstlerischen und wissenschaftlichen Idealen getragen. Seinen siebenzigsten Geburtstag begeht er in bestem Schaffen. —

Anerkennung der Gebührenordnungen der Architekten und Ingenieure durch die Reichsbehörden. Auf dem Weg der allgemeinen Anerkennung der G. O. der Arch. und Ing. ist nach langen Verhandlungen mit den Reichsbehörden ein erster und wichtiger Schritt vorwärts gemacht. Durch Erlaß des Reichsministers der Finanzen vom 13. Dezember 1923 sind die Gebührenordnungen in der revidierten Fassung vom 1. Juli 1923 als Grundlage für die Heranziehung von Architekten und Ingenieuren zu Bauten des Reichsfinanzministeriums (Reichsbauverwaltung), des Reichsministeriums des Innern, des Reichsministeriums für die besetzten Gebiete, des Reichswehrministeriums, des Reichswirtschaftsministeriums, des Reichsarbeitsministeriums und des Reichsministeriums für Wiederaufbau übernommen und deren Sätze als übliche Vergütung im Sinne des § 632, Abs. 2, BGB. anerkannt (das darf auf das Titelblatt der G. O. aufgedruckt werden). Diese Reichsbehörden behalten sich für ihre eigenen Bauten mit Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse bei Übertragung staatlicher Aufträge an im freien Beruf stehende Architekten und Ingenieure allerdings gewisse Einschränkungen vor, die in der Verfügung ebenfalls genau festgelegt sind. Leider haben sich das Reichsverkehrsministerium und das Reichspostministerium von dem mit dem AGO. (Ausschuß für die Gebührenordnungen der Arch. und Ing.) als Vertreter der beteiligten technisch-wissenschaftlichen Verbände geführten Verhandlungen ausgeschlossen, da sie an der Frage zu wenig interessiert seien.

Bezüglich der Fassung der neuen G. O., auf die wir noch eingehender zurückkommen werden, sei hier nur bemerkt, daß diese die Gebühr in Goldmark in Prozenten der Friedens-(Gold-)Bausumme berechnen, daß aber die ermittelte Gebühr vorläufig mit einem Entbehrungsfaktor von 0,85 zu multiplizieren ist. Die Stundensätze sind auf 3 M. (60 v. H. der Friedensgebühr von 5 M.) herabgesetzt, die Tagegelder bei Reisen auf 20 M., für die Fahrt ohne, 25 M. mit Übernachten festgesetzt. Auch diese Sätze sind noch mit 0,85 zu multiplizieren. Für die besetzten Gebiete fällt mit Rücksicht auf die dortigen besonderen Verhältnisse der Multiplikator 0,85 durchweg fort.

Der AGO. ist der Ansicht, und hat diese auch dem Reichsfinanzministerium gegenüber zum Ausdruck gebracht, daß die Stundensätze zu niedrig bemessen seien, daß vor allem nicht gerechtfertigt sei, hier einen doppelten Entbehrungsfaktor einzuführen, besonders da in den Sätzen nicht nur die Entlohnung für Arbeitsleistung, sondern auch Büro- und sonstige Unkosten der Architekten und Ingenieure enthalten seien, die nicht niedriger, sondern eher höher als im Frieden sind. Es wird über diese Frage noch weiter verhandelt. — Der Geschäftsführende d. AGO., Berlin, 15. Dez. F. Eiselen.

Preußische Akademie des Bauwesens. In der Gesamtsitzung der Akademie am 23. Nov. 1923 hielt der Lehrer an der Technischen Hochschule zu Berlin, Professor Dr. ing. O. Stiehl, einen Vortrag über „Die Baukunst als Grundlage für die Empfindung des Schönen“, in dem er u. a. Folgendes ausführte:

Die Verhältnisse im Gebiet der bildenden Kunst sind, vom Standpunkt der Künstler betrachtet, wenig befriedigend, weil der äußerlich rege Kunstbetrieb in seiner heutigen Form die Gebildeten im Allgemeinen vielleicht befähigt, über Kunst nachzudenken und zu sprechen, nicht aber, sie zu empfinden und dadurch ihre erhebende Macht voll zu genießen. Unter Bezugnahme auf des Vortragenden Buch „Der Weg zum Kunstverständnis“ wird an einem einfachen Beispiel gezeigt, wie diese Erhebung nicht durch geschichtliche oder sonst gedankliche Einwirkungen, sondern nur durch die reine Wahrnehmung des Auges vermittelt wird, und wie sie sich wesentlich auf die Erregung körperlicher Empfindungen, der Bewegung, der Ruhe, des Gleichgewichtes usw. aufbaut. Wir stehen dauernd, ohne es zu wissen, unter der zwingenden Herrschaft der uns umgebenden Formenwelt, gegen deren Einflüsse der Verstand völlig machtlos ist. Dem Künstler stehen vielfache Mittel zu Gebot, um die Bestandteile dieser Formenwelt, Linien,

Flächen, Massen, Licht, Farbe, gegenseitig abzustimmen und zum Einklang zusammen zu ordnen. Mit ihrer Hilfe kann er die beabsichtigte Stimmung in ganz ähnlicher Weise hervorrufen, wie sie der Musiker aus dem Zusammenwirken der Töne erzeugt. Der Beschauer wird dieser Stimmungen ähnlich wie in der Musik teilhaftig, indem er unter Fernhaltung störender Gedanken-Verbindungen sich rein in die eingehende Betrachtung der Linienführungen, Flächen-, Maßverhältnisse usw. versenkt. Deren Wirkungen sind am klarsten in der Baukunst zu erkennen, bilden aber die Grundlage auch für den Genuß der Schwessterkünste, die überhaupt jeglicher Schönheit.

Der Baukunst muß daher die grundlegende Rolle beim Aufbau eines neuen Kunstverständnisses zufallen. Sie ist dabei im Stande, indem sie die Augen öffnet, für die Schönheitswerte unserer gesamten Umwelt einschließlich der landschaftlichen Natur. Jedem ohne Aufwand von Geldmitteln eine seelische Bereicherung zu verschaffen, die in der Not unserer Tage von besonderem Wert ist. —

Wettbewerbe.

Im Ideen-Wettbewerb für eine Verkehrsanlage in Woltmershausen bei Bremen fiel unter 18 Entwürfen der I. Preis dem Entwurf „Drei Möglichkeiten“, Lösung „Hubbrücke“ zu, als dessen Verfasser sich ergaben Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg A.-G., Werk Gustavsburg, Dyckerhoff & Widmann A.-G. in Biebrich a. Rh. und Professor Dipl.-Ing. Rüth in Biebrich a. Rh. und Darmstadt. Der II. Preis wurde dem Entwurf „Tagenbaren“ der Gesellschaft Harkort in Duisburg, mit Architekt C. Heinr. Behrens-Nicolai in Bremen zuerkannt. Den III. Preis errang der Entwurf „Roland“ der gleichen Verfasser. Angekauft wurden die Entwürfe „Glatte Fahrt“, Verfasser: Heinr. Lehmann & Co., A.-G. in Düsseldorf, Architekt A. Abel in Stuttgart und Maschinenbau A.-G. vorm. Losenhausen in Düsseldorf und als Berater Geh. Bri. Prof. Dr.-Ing. L. Hotopp in Hannover; ferner „Hubbrücke“ der Brückenbau Flender A.-G. in Benrath bei Düsseldorf mit Architekt Carl Rotermund in Bremen; endlich „Billig und Sicher“ des Zivil-Ingenieurs H. Langert in Hannover. —

Wettbewerb Finanzamt Mitte Bremen. In einem engeren Wettbewerb für den Bau eines Dienstgebäudes des Finanzamtes Mitte zu Bremen, ausgeschrieben vom Landesfinanzamt Unterweser, erhielt der Entwurf „Wertbeständig“ den I. Preis. Zwei weitere Preise wurden den Entwürfen „Klar“ und „Sparsamkeit“ zuerteilt. Verfasser der Entwürfe „Wertbeständig“ und „Klar“ sind Behrens & Neumark in Bremen, des Entwurfes „Sparsamkeit“ Rudolf Jacobs zu Bremen. —

Kleinsthaus-Wettbewerb des Württembergischen Landesgewerbeamtes in Stuttgart. Zu dem vom „Württembergischen Landesgewerbeamt“ ausgeschriebenem Kleinsthaus-Wettbewerb sind 41 Entwürfe eingegangen. Es wurden 3 gleichwertige Preise verteilt an die Entwürfe „Möblierte Wohnungen zu vermieten“ des Dr. ing. Alfred Schmidt, „Für bessere Leute“, von F. Siegmund, „Keine Verkehrsfläche“, von Albert Ege und Paul Trüdingen, sämtlich in Stuttgart. Zum Ankauf wurden empfohlen Entwürfe von Oberbaurat Dr. Eisenlohr und O. Pfennig, F. Siegmund, G. Beutler in Heidenheim und Hans Schöpfer in Stuttgart. —

Ein Preisausschreiben zur Erlangung von Vorschlägen für die Ausgestaltung der Wohnung erläßt die „Bauwelt“ in Berlin mit Frist zum 1. Febr. 1924. Zur Ersparung an Baukosten sollten neue Wohnräume nicht größer sein, als der Wohnzweck es unbedingt erfordert. Es ist daher zu untersuchen und zeichnerisch darzustellen, ob und in welchem Umfang durch den Einbau von Möbeln, besonders von Kastennöbeln, oder durch genaue Zusammenpassung von Möbeln und Häusern an ungebautem Raum und damit an Bau- und später an Haushaltungskosten gespart werden kann. Der Untersuchung ist eine bisherige Wohnung von etwa 70 qm Wohnfläche als Ausgangspunkt zu geben. Als Preise gelangen 1000 Goldmark in Form eines I. Preises von mindestens 400 Goldmark und eines geringsten Preises von 150 Goldmark zur Verteilung. Die Verteilung im Einzelnen steht dem Preisgericht zu. Nicht preisgekrönte Entwürfe können für je $\frac{1}{3}$ des kleinsten Preises angekauft werden. Im Preisgericht befinden sich die Hrn. Stadtbaurat Bräuning, Städtebaudirektor Elkart, Architekt Fr. Paulsen, Architekt Salvisberg und Dr. jur. Lion. —

Inhalt: Das Haus im Süden. (Schluß.) — Wilhelm Dörpfeld. — Vermischtes. — Wettbewerbe. —

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H. in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin.
W. Büxenstein, Berlin SW. 48.